

## Zweimal 850 Jahre Alemannisch

Von Bruno Boesch, Freiburg

Badische Heimat. Ekkhart-Jahrbuch 1971 S. 75 - 85

Das Alemannische im Breisgau ist doppelt so alt wie die Stadt Freiburg: in den sechziger Jahren des dritten Jahrhunderts, also vor rund 1700 Jahren, durchbrachen die Alemannen den Limes und besetzten das *ganze* Dekumatsland bis zum Rhein und zur Donau. Die galloromanische Bevölkerung hatte kaum Widerstand geleistet und zog sich hinter die neue Rheingrenze zurück. Während nachfolgende Übergriffe der Alemannen über den Rhein ins Elsaß und in die Schweiz vorerst von den Römern noch zurückgeschlagen werden konnten, waren die rechtsrheinischen Lande und das ostwärts des Schwarzwaldes liegende Schwaben von nun an alemannischer Besitz.

[Anmerkung des Bearbeiters, Dez. 2002: Durch neuere Forschungen ist diese These überholt. Es gilt als erwiesen, dass die galloromanische Bevölkerung im Land geblieben ist und sich eher in die Schwarzwaldtäler zurückzog.]

Daß der Schwarzwald nie Stammesgrenze war, dafür spricht unter anderem die einheitliche Namengebung: sowohl der Name der Alemannen wie der der Schwaben kann in älterer Zeit für die Gesamtheit eines und desselben Stammes verwendet werden, der sich in Sprache und Eigenart erst gegenüber Baiern und Franken deutlicher abhebt. Sein ältester Name ist derjenige der Suebi: der Schwabengau zwischen Bode, Unstrut und Harz erinnert an deren frühere, wenn auch nicht älteste Sitze. Seit die Sueben ins engere Gesichtsfeld der Römer traten und ihre Grenzen am Limes ungestüm bedrängten, heißen sie bei den antiken Schriftstellern auch *Alemannen*. *Suevi id est Alamanni*, sagt noch im 6. Jh. Gregor von Tours, wenn auch bei einigen Schriftstellern die Scheidung zwischen Schwaben östlich des Schwarzwaldes und Alemannen westlich davon schon vorkommt. Alemannen (d. h. die Männer oder Scharen alle zusammen) ist ein typischer Name für eine Völkerschar auf der Wanderung, für eine bunte, zusammengelaufene Kriegerschar: er hat im Munde der Römer wohl einen abschätzigen Beiklang gehabt.

Daß sie sich aber selber so nannten, davon ist nichts bekannt: soweit der Name Alemannen im Mittelalter auftaucht, hat er im Anschluß an die

antiken Vorgänger einen gelehrten oder verwaltungsmäßigen Klang. Das Bistum Konstanz, das bis ins 19. Jh. große Teile aus Ost und West vereinigte, wurde Ende des 6. Jhs. eigens für die zum Christentum bekehrten Alemannen gegründet: es war das eigentliche Alemannenbistum, wenn auch die älteren Bistümer Straßburg, Basel, Chur und Augsburg noch Teile des Stammesgebiets beanspruchten<sup>1</sup>). Fritz Hockenjos schildert uns in seinen „Wanderungen in Alemannien“ anschaulich den Höhenzug des Geisberges an der Schutter, der im Munde der Bauern das *Alemannorum* genannt wird. Die Bauern haben hier, vermutlich aus dem Munde der Forstbeamten, ein gelehrtes Wort aufgeschnappt: das *confinium Alemannorum*. Die Grenzbezeichnung zwischen den Bistümern Konstanz und Straßburg, welches in der Ortenau ins rechtsrheinische Gebiet ausgreift, hat sich hier bis in unsere Tage erhalten<sup>2</sup>).

Selber nennen sich die Leute im Räume zwischen Alpen, Lech, Vogesen, dem Kraichgau und dem Oberlauf von Jagst und Kocher im Mittelalter *Schwaben*: so Hartmann von Aue um 1200 und vor ihm Notker der Dichter in seiner Gallushymne:

*Haec compensat,  
ut dies iste testatur,  
Sveviamque svavem  
patriam tibi,  
Galle, donavit*

In der Übersetzung Wolframs von den Steinen:

*Aber Christus wägt dies mit hundertfachem  
Preise auf, wie der heutige Tag bezeugt, Indem er  
dir uns alle als Söhne in süßer Liebe Untertan  
macht und das sanfte Schwaben dir, Gallus, zur  
Heimat geschenkt (hat.)<sup>3</sup>*

*Sveviamque svavem*: damit interpretiert Notker den Stammesnamen und das Epitheton ist kein anderes als das der *douce France*.

Die Forschung konnte allerdings dieser Etymologie nicht folgen. Man suchte eine Zeitlang Anschluß an ein altnordisches Adjektiv *swáefr*, was „schlänglich“ bedeutet. Zum Glück ist man von diesem

unpassenden Wort wieder abgekommen und sieht hinter den Namen von *Sueben*, *Semnonen* und *Schweden* ein Etymon, das „frei, selbständig, eigenen Rechtes“ bedeutet und damit können wir uns zufriedengeben.

Wieder zu Ehren gebracht haben den Namen der Alemannen die Humanisten mit ihrem ahnungsvollen Rückgriff auf die heiligen Ursprünge. Der sog. „Oberrheinische Revolutionär“ aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jhs. stellte die These auf: „*Adam ist ein teutscher Mann gewesen*“ und er behauptete: „*Die von ihm (Adam) gesprochenen Sprache war diejenige ‚all manns‘ d. h. die ‚alemannische oder deutsche Sprache‘*“ und Fischart ist ihm in der Wertschätzung der deutschen, genauer der oberrheinischen alemannischen Sprache gefolgt. In seiner „Geschichtsklitterung“ nennt er sie uralt und ‚für sich selbst bestendig‘, „*dann wie sie (die Deutschen) ihr sprach nit von ändern haben, also wollen sie auch nicht nach ändern traben.*“ „*Vor der Sündflut haben sie all Teutsch geredet*“ .4) Der Glarner Aegidius Tschudi hält die alemannische Sprache der Schweizer für das uralte Idiom der Helveter, und er setzt sich für ihre Reinheit ein:

„*In den alten tütschen find man kein latin, sondern alles tütscher worten, allein die nüwen Cantzler sind so naswys. . . mischlend latin und tut seh under einandren; were nutzer gar latin oder gar tütsch*“ .5}

Erst mit Johann Peter Hebel und seinen „Alemannischen Gedichten“ ist das Wort Alemannisch wieder allgemeiner bekanntgeworden. Er ging dabei von seinem Wiesentäler Dialekt aus, ohne sich genau darüber auszusprechen, wie weit sich dieser alemannische Sprachraum erstreckte, auch ohne allzu viele Skrupeln, wenn es darum ging, Wörter aus dem weiteren oberrheinischen Umkreis oder der Schriftsprache ein-zuflechten. Der ungeahnte Erfolg seiner Gedichte erfüllte ihn, um dieser seiner Sprache willen, mit großem Stolz:

„*Ich kann in gewissen Momenten in mir unbändig stolz werden und mich bis zur Trunkenheit glücklich fühlen, daß es mir gelungen ist, unsere sonst so verachtete und lächerlichgemachte Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu erringen*“ .6)

Und doch ist das Wort Alemannisch, womit man heute die Sprache der nicht schwäbischen Alemannen in den vier Ländern Baden, Elsaß, Schweiz und Vorarlberg zusammenzufassen pflegt, nicht volkstümlich geworden. Als Volksbegriff war

Alemannisch vielmehr wegen der tendenziösen Verwendung im Munde oberrheinischer Großalemannen längere Jahre verdächtig und noch heute werden die alemannischen Sprachgruppen, wenn auch wissenschaftlich ungenau, im Volksmund nach staatlichen Grenzen benannt. Man spricht von „elsässerditsch“, „Schwyzertütsch“, weniger eindeutig von „badisch“ oder „vorarlbergisch“ oder einfach „von unserem Dialekt“. Erst die Wissenschaft vermag die Wörter „Mundart“ oder „alemannisch“ langsam einzubürgern. Wer vom Elsaß oder von südlich des Rheins nach Baden hineinkommt, der hört, weil von außen kommend, auch den größeren süddeutschen Sprachraum im Dialekt mitschwingen; er stellt fest: „*sie schwööbelet*“. Dasselbe kann aber auch einem Südalemann passieren, wenn er ins Bairische eindringt. Als ich auf einer Exkursion am Ammersee einen Gewährsmann fragte, wie denn meine eigene Mundart auf ihn wirke, da antwortete er, indemer mich ehrenvoll duzte: „*Du schwööbelescht jo zom Verrecka*“.

Heute sorgen die Massenmedien mit ihren Mundartsendungen und die im Dienste des Fremdenverkehrs betriebene Demonstration des Volkstums dafür, daß das Gemeinsame stärker ins Bewußtsein rückt. Der Umstand, daß die alemannische Sprache oft auf einer Ebene mit dem Alphorn zur Verbrämung von Festakten herausgestellt wird, ist allerdings weniger ein Zeichen ihrer Lebenskraft als ein Anzeichen von Schwindsucht. Oder ist alemannisches Volkstum nur noch an den Mann zu bringen, wenn es sich den international anerkannten Tirolerhut aufsetzt? In der Tat geht heute von den Bayern eine ungleich größere Strahlkraft dessen aus, was man *urchig* oder *urig* zu nennen pflegt. Geschichtlich war ja auch Zersplitterung das Schicksal des alemannischen Stammes in der Südwestecke, wengleich die deutsche Sprache dem selbstbewußten romanischen Nachbarn tapfer standgehalten hat. Die tüchtigen Walser haben dem Alemannischen in den Alpen sogar Streifen kargen Bodens dazugewonnen. Aber dem Druck des Fränkischen aus dem Norden haben die Alemannen, besonders im Elsaß, nachgegeben. Das Stammeshertzogtum Schwaben erlebte ein frühes Ende und ein ähnliches Schicksal widerfuhr den elsässischen Etichonen. Nur an der Grenze gegen die Bayern blieben die Positionen der Sprache jahrhundertlang fast unverändert, und erst über die ober-schichtige Umgangssprache haben sich die Bayern dank der Staatsgrenze und der Eisenbahn bis nach Lindau hin Stützpunkte geschaffen ähnlich wie

die Württemberger, die dank dem hochgeachteten Klang ihrer Beamtensprache die alemannische Mundart in Ravensburg und Friedrichshafen fast ganz ausgelöscht haben.

Demgegenüber war die badische Hof- und Beamtensprache in Überlingen, Konstanz, Villingen und auch Freiburg viel konzilianter und hat der Mundart mehr Eigenleben gelassen. Aber gegen die Mundart in den Städten wirkt auch hier erbarungslos der gesellschaftliche Mehrwert der Umgangssprache und der Hochsprache — dagegen hilft kein rührseliges Bedauern: das sind Gesetze, nach denen wir, nicht nur im sprachlichen Bereich, nun einmal angetreten sind. Mit etwas anderen Gewichten, und noch innerhalb eines Bereichs, den man Mundart nennen kann, spielt sich dieser Kampf auch in der Schweiz ab: zunächst als eine Differenzierung zwischen mehr bäuerlicher und mehr städtischer Sprechweise im Rahmen der Mundart, dann aber auch als regionaler Ausgleich im Sinne einer großmundartlichen Gruppenbildung nach den beherrschenden Zentren hin, nach Basel, Bern, Zürich und St. Gallen. Die Alemannen — das Wort nun im engeren Sinne verstanden — haben sprachlich ihre große Zeit im Mittelalter gehabt, und zwar mit deutlichem Vorsprung gegenüber ihren stamm- und sprachverwandten Schwaben jenseits des Schwarzwaldes. Am Oberrhein erblühte eine hohe Sprachkultur schon seit dem 9. Jh.: in St. Gallen, auf der Reichenau, im elsässischen Murbach und in Weißenburg an der Grenze gegen das Rheinfränkische. Wenn auch reine Mundart nicht geschrieben wurde, wenn Klosterdeutsch nicht einfach der Volkssprache der Umlande gleichzusetzen ist, so sind die alemannischen Züge doch unverwechselbar und nur ein Kenner der heutigen Mundarten kann diese alten Sprachstufen sinnvoll interpretieren. Die Reichenau war allerdings zeitweilig ein Stützpunkt des Fränkischen, und der Mönch Otfried von Weissenburg kann in seinem Schriftidialekt die rheinfränkischen Züge nicht verleugnen: Ja er bekennt sich in seiner auf hoheitlich-liturgischen Gang angelegten Evangeliendichtung zur geheiligten fränkischen Hofsprache. Weniger bekannt ist der Rang des Alemannischen in der frühen deutschsprachigen Mystik des 12. Jhs.: z. B. in der in St. Trudpert geschriebenen Exegese des Hohenliedes. In den empfindsamen Ton dieser frühen Frauenmystik fließen die Eigenheiten der südalemannischen Sprache stärker ein, als ein kleiner Ausschnitt aus dieser Predigt, die dem „pflegen der sele“ gewidmet ist, es vermitteln kann:

„An disime buoche sulin die prüte des almahtigin gotes ir Spiegel haben und sulin bisihtlicliche wäre tun ir selbir anlutes unde ir nahisten, wie siu geuallen ir gemahelen, want er siu zallen ziten scowet mit holden ougon, de ist so de flaisk chuolen beginnet unde der gaist warmen beginnet, de chît: so an dir chuolet diu üppige minne und so an dir haizet diu minne des ewigen lîbes.“<sup>7)</sup>

„Dieses Buch sollen die Bräute des allmächtigen Gottes als ihren Spiegel betrachten und sollen sorgfältig ihr eigenes Antlitz wahrhaftig erkennen und das ihrer Nächsten, ob sie ihrem Gemahl gefallen werden, wenn er sie allezeit mit seinen gnädigen Augen anschaut, das heißt, wenn das Fleisch sich abzukühlen beginnt und der Geist sich erwärmt. Das bedeutet: wenn an dir die üppige Begierde sich abkühlt und an dir heiss wird die Liebe zum ewigen Leben.“ Nur in der Mundart kann etwa das Verbum *chuolen* übersetzt werden: „es chuolet“, „es wird kühl“ oder *warmen*: „es wärmet“, „es wird warm“, *chit* gehört zum Verbum *chide* „verlauten, lauten, stark tönen“. Der Anlaut ch- für k- entspricht noch heute der Lage von St. Trudpert.

Bezeichnend für unsern Raum ist dieser frühe Übergang vom Latein zur dichterischen Prosa; aber an die Stelle der Geistlichen treten schon im 12. Jh. die dem Verse ergebenden ritterlichen Dichter. Wenn auch die Dichtersprache der höfischen Gesellschaft ausgesprochen exklusiv sein will und ganz bewußt der engräumigen Mundart aus dem Wege geht, so ist doch in den berühmten Werken der Alemannen Hartmann von Aue und Gottfried von Strassburg der Tenor des Südwesten nicht zu verkennen, ja dieser führenden Form eines gepflegten Deutsch hatten sich auch die Dichter anderer Landschaften anzupassen, wenn sie auf der Höhe der Zeit sein wollten.

*Hartmann* allerdings gehört aus sprachlichen und ändern Gründen in den ostalemannischen Raum; dafür ragt der gelehrte Strassburger Gottfried umso leuchtender mit seinem Tristanroman hervor, und im Elsaß ist wenigstens geboren der nachmalig am Wiener Hof wirkende Lyriker Reimar. Seine raffinierte Formkunst paßte damals auch besser nach Wien, bevor die Österreicher Walther und Neidhart der bajuwarischen Natürlichkeit Luft verschafften. *Gottfried von Strassburg* aber gehört ganz in das westliche europäische Mittelalter: französisch in der Geschliffenheit der Form, alemannisch wie Hartmann aber in seinem Mißtrauen gegenüber ihrer abschließenden

Kompetenz und mit den feinsten Warfen der Theologie gegenüber dem hergebrachten Christentum und dem verklausulierten System der Minne die unbequemen letzten Wesensfragen stellend. Wer immer uns bieder nennt, der muß mit Gottfried rechnen, der nicht fromm wie Wolfram, sondern mit dem Gespür für vernichtende Tragik die urzeitliche Liebesgeschichte von Tristan und Isolde mit einem geradezu verruchten Firniß vordergründigen Einvernehmens literatur- und gesellschaftsfähig gemacht hat.

In den Chor der Minnesänger haben auch einige hiesige eingestimmt: *der von Buochlein* (Buchheim), Meister *Walther von Prinsach*, Herr *Brunwart von Ougheim* (Auggen)<sup>8)</sup>. In der Kleinepik ragt die Ortenauer *Aventiure*, *Peter von Staufenberg* genannt, hervor, und — im 13. Jh. — in Lyrik und Epik an gedrehter Formkunst alle überragend: der Basler Bürger *Konrad von Würzburg*.

Aber bloße Namen aufzurufen, hat in unserem Zusammenhang wenig Sinn. Für die Entwicklung der Sprache, insbesondere die Ausgliederung der Mundarten im Spätmittelalter, ist die reine Gebrauchsprosa von ungleich größerer Bedeutung: es sind die jetzt deutsch abgefaßten Urkunden und andere Rechtsliteratur<sup>9)</sup>. Die Schreiborte sind eng gestreut, es sind die vielen Klöster und städtische Kanzleien, die sich nun auch in der Einsamkeit des Schwarzwaldes eingenistet haben. Vor allem in Güterbeschreibungen (sog. Urbaren) läßt sich oft enge, örtliche Mundart fassen, besonders wenn von den herrschaftlichen Beamten bei den Bauern zwecks Eintragung ins Güterverzeichnis Flurnamen abgefragt werden. Da es ja in solchem Zusammenhang nicht auf den meist verdunkelten Wortsinn der Namen ankommt, sondern nur darauf, daß sie eindeutig das gemeinte Grundstück bezeichnen, werden die Namen oft ganz unbefangen nach dem Gehörseindruck eingetragen. Für die Erforschung der Mundart sind deshalb gerade die seit dem späten Mittelalter in großer Zahl überlieferten Ortsnamen von größter Bedeutung, weil sich aus Hunderten von kleinen Bausteinen schließlich eine regionale Sprachlandschaft zusammenfügen und in den geschichtlichen Werdegang des Deutschen einfügen läßt. In den Städten haben die Gerichtsprotokolle aufschließende Bedeutung, weil bei Ehrbeleidigungsprozessen die Anwürfe wörtlich wiedergegeben werden, und in der Erregung spricht auch der feinere Mensch in der Regel Mundart<sup>10)</sup>.

Die Erforschung dieser für die Entstehung der jüngeren Mundartgrenzen entscheidenden Zeit des

Spätmittelalters hat sich das von Friedrich Maurer begründete Institut für oberrheinische Landesgeschichte an unserer Universität zum Ziel gesetzt. Nachfolger und Schüler reihen sich mit ihm zusammen in die Arbeit ein. Sie versuchen, das Bild des heutigen Alemannischen historisch zu vertiefen und damit erst eigentlich zu deuten<sup>11)</sup>. Die drei Großräume: das Südalemannische, das Oberrheinische und das Schwäbische treten schon im Spätmittelalter heraus, aber auch ältere Grundlagen und jüngere Überschichtungen werden deutlich. Die Ausgliederung des Schwäbischen durch die Verzwielautung von i, ü und ü, von *lib, hus, hüsi* zu *leib, haus, häusls* ist zwar von einschneidender Bedeutung, aber der Vorgang ist auch den beim älteren Lautstand verbliebenen westlichen und südlichen Alemannen grundsätzlich nicht fremd. Im Auslaut sagen auch sie — mit Ausnahme des südlichsten Alpenstreifens — *frei* statt *fri*, *schneie* statt *schmie*, *treu* statt *trüü*. Wie überhaupt in dem Geflecht der Dutzende von Sprachgrenzen keine Gliederung ohne einen problematischen Rest aufgeht. So schiebt sich das Oberrheinische über seine südlichen Kontaktträume, den Breisgau und den Sundgau, bis weit ins Westalemannische der Schweiz vor (bis über den Jura nach Solothurn und Biel), so wie andererseits bestimmte Erscheinungen des Schwäbischen nach Süden Raum gewinnen, das Ostalemannische (die Ostschweiz, den Bodenseeraum und das Vorarlberg) mit einbeziehen und sich damit gegen den gesamten Westen absetzen. Die Schwarzwaldschanke zwischen Oberrheinisch und Schwäbisch setzt sich nach Süden in die Aare-Reuss-Linie fort, wobei mittelalterliche Territorialgrenzen den genaueren Verlauf auffangen. Wie alt ist zum Beispiel die quer zur Schwarzwaldschanke von West nach Ost, vom Sundgau zum Bodensee, verlaufende Grenze, die ein südliches Alemannisch abtrennt? Stellt die unmittelbar südlich von Freiburg verlaufende Linie zwischen nördlichem *kind* und südlichen *chind* eine sehr alte Grenze dar oder hat sich *kind* erst in historischer Zeit durch fränkischen Einfluß nach Süden vorgeschoben? Da der Vormarsch des Fränkischen während der spätmittelalterlichen Untersuchungsperiode nur gering ist, muß die Nord-Süd-Gliederung offenbar ein hohes Alter haben, beruht vielleicht sogar auf frühesten Siedlungsvorgängen. Ein im Entstehen begriffener historischer Sprachatlas, unter der Leitung von Wolfgang Kleiber, wohl der erste dieser Art, wird auf die mittelalterliche Raumbildung wichtige Schlaglichter werfen.

Aber auch den modernen Verhältnissen wird im Freiburger Institut Beachtung geschenkt. Schon heute erscheinen die Sprachatlanten der Schweiz und des Elsasses, der Atlas von Vorarlberg ist im Material gesammelt und ein solcher von Südbaden und Südwürttemberg wird in Freiburg vorbereitet. Monographien über einzelne Mundarten und Flurnamen existieren schon in stattlicher Zahl. Untersuchungen über die Sprachverhältnisse in städtischen Siedlungen müssen folgen: hier ist der soziologische Gesichtspunkt vordringlich, denn es gilt die vielfältigen Schichten von der Mundart über die schwer zu fassenden Zwischenstufen bis hin zur Hochsprache abzudecken. Diese Schichten sind nicht mehr so einheitlich gefügt wie die alte ehrwürdige Dorfmundart, wo es oft genügte, einen einzigen Sprecher zu befragen, um damit schon die Wesenszüge einer ganzen Sprachgemeinschaft zu fassen, wenn wir von der individuellen, stilistischen Gestaltung der Rede einmal absehen. Hier aber ist ein sehr differenziertes Fragesystem, das sich auf viele repräsentative Gewährsleute stützt, nötig, um den unablässig wechselnden Spielarten einigermaßen beizukommen.

Entsprechend müssen auch für den historischen Sprachzustand die individuellen Ausprägungen dazukommen, die uns in der Literatur, oft stark mundartlich geprägt, entgegengetreten, sei es nun bei *Fischart* oder *Sebastian Brant*, *Murner* oder *Gengenbach*. Auch die Mystiker sind für Wortschatz und Syntax nicht zu übersehen: neben dem Konstanzer *Seuse* steht in Straßburg der *Tauler*, ja die reiche oberrheinische Mystik überhaupt, zum Teil in Klöstern wie dem Freiburger Adelhausen beheimatet, zum Teil anonym<sup>12</sup>); je fragwürdiger in ihrer literarischen Bedeutung, umso verräterischer oft im sprachlichen Habitus.

Verständlich, daß in einem so dicht von sprachlichen Äußerungen, von einem pulsierenden geistigen Leben geprägten Raum die Sprache der Reformation im Gefolge Luthers Mühe hatte, Fuß zu fassen. Zwar sprach Luther eine volkstümliche Sprache, aber zunächst doch nur für den Mitteldeutschen, denn dem Volk aufs Maul schauen hieß doch, sich der „Maulart“ des Volkes anzupassen, in diesem Fall dem thüringischen Dialekt. Im oberdeutschen Raum gab es damals nicht nur ganz anderslautende Volksdialekte, sondern auch bereits gut ausgebildete Schriftsprachen, gewiß mit Unterschieden von Straßburg nach Freiburg, von Freiburg nach Basel, aber im Vergleich mit Mainz oder Ulm doch von ähnlichem Zuschnitt. Der Buchdruck brachte weiteren Ausgleich. Und dazu gab es eine bodenständige Reformation des Südens

mit Zwingli und anderen, die sich bewußt ihrer landschaftlichen Schriftsprache anschlossen, so daß die religiösen Neuerer nicht nur wegen des unterschiedlichen Glaubensgehaltes, sondern auch wegen der Ausdrucksweise sich beschuldigen konnten: „Ihr habt einen ändern Geist als wir“ — „ihr sprecht eine andere Sprache als wir“.

Die Sprache Zwinglis klang etwa so:

*Der Herr ist min hirt, ich wird nit manglen. In schöner weid alpet er mich, zuo rüewigen wassern tribt er mich. Er bringt min seel wider, er tribt mich uf den pfaß der gerechtigkeit um sines namens willen.*

*Und ob ich schon wandlete in dem göw des Schattens des tods, so wird ich Übels nit fürchten, dann du bist bi mir; din ruot und din Stab tröstend mich.*

*Du bereitest in minem angesicht den tisch vor meinen figenden, du machst min houpt feißt mit öl, min trinkgschirr ist vol. Darzuo werden guots und gnad mir nachilen alle tag mins läbens und wird wonen in dem hus des herrn den langen tag 13)*

Verfolgt man die sich rasch folgenden Auflagen der Zürcher Bibel, so wird ein etappenweiser Weg hin zur Luthersprache deutlich, die nun auch ihrerseits, vor allem im Wortschatz, einen Ausgleich nach Süden sucht und keinesfalls mehr einfach als ostmitteldeutscher Schriftdialekt anzusprechen ist. Standen Luther mehrere Wörter zur Verfügung, so hat er zusehends jenen den Vorzug gegeben, die auch in ändern, besonders oberdeutschen Schriftsprachen vorhanden oder doch leichter verständlich waren. Aber die Schwierigkeiten, die hier im Süden der Angleichung entgegenstanden, waren groß, und es wurden eigens Wortlisten angefertigt, um die mitteldeutschen Ausdrücke der Lutherbibel dem oberdeutschen Leser verständlich zu machen. In diesen Listen taucht somit, — für uns von hohem Interesse —, in der Umschreibung der mitteldeutschen Vorlagen, ein gutes Stück des altoberdeutschen mundartnahen Wortschatzes auf. Viele Wörter sind der heutigen Mundart ganz oder teilweise fremd oder leben nur noch in Namen: *schwäglen* für pfeifen, *weerd* für Insel, *würsen* für schmerzen, *himelküster* für Sternkundiger, *schletzregen* für Platzregen, *wetty* für Teich. Andere sind, wenigstens in Teilgebieten oder in bestimmter Sprachsituation noch geläufig: *dören* für dürfen, *erklupft* für erschrocken, *helmhus* für Vorhalle, *ägerte* für wüstes Land, *anken* für Butter, *görpsen* für rülpsen, *gumpen* für springen, *güsel* für Kehrlicht, *hon* für böse, *höivstöffel* für

Heuschrecke, *sättig* für siedend heiß, *ürte* für Zeche, *zueluegen* für zuschauen, *metzgen* für schlachten<sup>14</sup>).

Dieser Ausgleichsprozess zwischen oberdeutschem und mitteldeutschem Wortschatz zieht sich hin bis in die Neuzeit, und Wörterbücher wie z. B. der *Duden* bemühen sich, den regional in die Schriftsprachen eingegangenen, letztlich aus den Mundarten kommenden Wortschatz Österreichs und der Schweiz zu berücksichtigen<sup>15</sup>). Mit diesen regionalen Unterschieden ist jeder konfrontiert, der am *Sonnabendmorgen* in Hamburg den Zug besteigt und am *Samstagabend* in Freiburg eintrifft<sup>16</sup>). Man sollte den Wortreichtum, der der Schriftsprache aus den Mundarten zufließt, nicht geringachten und die Belästigung als Bereicherung empfinden lernen. Ein so genialer Dichter wie Gotthelf zwingt seine Leser geradezu in seine mundartlich gefärbte Sprache hinein, er schafft dank seiner Sprachgewalt eine Art von Übersprache, in die beides einfließt: die Vielfalt der realen Welt mit ihrem mundartlichen Benennungsreichtum und die Wucht der biblisch anmutenden Hochsprache, die zur rationalen Besinnung in den dem Tage entrückten Begriffen der deutschen Gemeinsprache zwingt, ohne daß aus diesem Zusammenspiel der Sprachsphären der Eindruck stiller Mischung erwächst.

Jacob Grimm war einer der ersten, der neben seinem großen Wörterbuch der Literatursprache die Schaffung von Mundartwörterbüchern gefordert und gefördert hat: So Stalders Versuch eines schweizerischen Idiotikons vom Jahre 1812. Im Kampfe gegen die damals übliche Verachtung der niederen Volkssprache hat er nicht zuletzt mit dem Hinweis auf Gotthelf die alemannische Sprache gerühmt, vor allem weil sie sich nicht mit der Rolle des bloßen Dialekts begnüge, sondern sich das Recht nehme, auch selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen. Er läßt sich sogar zur Polemik hinreißen: „Wie weit steht die Klarheit und Frische in Hebels Poesie über der blöden, die Verbalflexion oft abbeissenden Mundart des Dithmarschen Quickborn“<sup>17</sup>).

Neben dem Elsässischen, dem Schwäbischen und dem Vorarlbergischen Wörterbuch, die alle abgeschlossen sind und neben dem Schweizerdeutschen Idiotikon, das seinen 13. Bd. mit dem Buchstaben T erreicht hat (Bd. I erschien 1881) ist das von Friedrich Kluge, Alfred Götze, Ludwig Sütterlin, Friedrich Wilhelm und Ernst Ochs begründete „Badische Wörterbuch“ noch ein relativ junges Kind, obschon es 1925 das Licht der Welt erblickte. Das im Deutschen Seminar der

Universität Freiburg betreute Werk leidet zwar nicht an Schwindsucht, aber es fehlen ihm die nötigen finanziellen Spritzen, um es nicht nur im Gang zu halten, sondern in Trab zu versetzen.

Die Lektüre eines solchen Mundartwörterbuches ist auch für den Laien eine unerschöpfliche Fundgrube: es enthält ja nicht nur die nackten Wörter, sondern ihre typischen volkssprachlichen, oft köstlich unterhaltsamen Verwendungsweisen. Mit der Volkssprache ganz allgemein teilt die Mundart den sich stets erneuernden Bildbereich: sie meidet das Abstrakte. Man soll aber nicht übersehen, daß in diese Rolle der Sprachschöpfung auch die moderne Umgangssprache eingetreten, daß Mundart hier sprachsoziologisch der Volkssprache schlechthin einzuordnen ist, sei dies nun in Köln, in Klein-Basel, im Zürcher Niederdorf oder in Freiburg, um solche Orte zu nennen, aus welchen uns moderne volkssprachliche Sammlungen vorliegen. Die beiden Bände des *Freiburger A.B.C. von Anton Müller* gehörten eigentlich in jede hier ansässige Familie. Ich nenne von jedem Buchstaben nur ein Beispiel: was bedeutet *abfuggere*, *e Blanke*, *dussmaa*, *ehnder*, *firschi*, *Guufkissili*, *der Haafekääs*, *di Jääschte*, *klaimunzig*, *der Lättsch*, *der Moose*, *notno*, *der Pfuurf*, *die Ribbling*, *schnaigig*, *der Tschooobe*, *ungaddig*, *vernuudle*, *die Wacke*, *er isch zwääg*<sup>18</sup>).

Das Wort, das oft allein schon Bände spricht, erhält seinen feineren Gehalt vielfach erst in der bildhaften Redensart. Einige Beispiele quer durch die Mundarten: *Er he t Scharnieren im Hirni*; *es wird dir däich es Redli im Gring verrutscht si*; *da chaascht am aagee*, *wo d Hose mit dr Bisszange zuetuet*, *aber nid i miir*; *da hat mängem d Leiter e aagstellt*; *jetz chunts uus*, *wo de Hund d Chnoche vergrabe het*, *wo de Güggel uf em Sädel höckli*, *wo der Chüngel wott näschte*; *aber d Chatz isch ame angere Ort im Heu gläge*; *er hat ere nume echli ufs Läbige greckt*; *i will dr s Möscho scho butze*; *iez wär dr Flueg widrumen i d Fuhre gstellt*; *i will dir der Wy grad lüütere*, *der Spannstab e chli iitoo*, *d Lüüs abetue*; *deidure schränzt de Faden ab*<sup>19</sup>).

Die Mundart als Mittel für eine unmittelbar dem Gemüt, der spontanen Reaktion verpflichtete Ausdrucksform trifft sich auf einer Ebene mit all jenen Sprachstufen oder -ebenen, die diesem menschlichen Bedürfnis Raum gewähren, nicht zuletzt mit der dichterischen Sprache, wo immer sie ihr Sprachmaterial auch herholen mag.

Man wäre wohl nie so leicht zur Verachtung der Mundarten gekommen, hätte nicht der Gebrauch der

Schriftsprache als Bildungs- und Klassenausweis die Mundart in den Ruf einer Bauern- und Dienstmädchensprache gebracht. Der Lörracher, der, falls er sich zu Hause zu den oberen Zehntausend zählt, die halb mundartliche Umgangssprache redet, schwätzt bei einem Besuch in Basel Mundart, um dort möglichst nicht aufzufallen; dies fällt ihm sehr viel leichter als einem Appenzeller, der die Mustermesse besucht. Aber die Mundart ist nicht nur örtlich verschieden, sondern in sich selber vielfältig geschichtet und ihre Grenzen zur Umgangssprache sind fließend. Statt nur rückwärtsgewandt echter Mundart nachzutruern, sollten wir uns vermehrt den Zwischenformen zuwenden, die ihre besonderen Probleme und auch ihre Reize haben. Schon Goethe war entzückt über das Lustspiel „Der Pfingstmontag“ des Straßburger Arnold und vermerkte darüber:

„Die hochdeutsche Büchersprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgang eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugeteilt ist. Reinhold aber einige Floskeln anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden lebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lissel ist das reine Straßburger Bürgerkind, . . . Clärel, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht und beim Ausdruck der edelsten Gefühle den Elsässer Dialekt nicht verleugnend, begünstigt einigermassen den Übergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. . . Nun aber führen uns die Mutter in den inneren Haushalt, die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen der Verhältnisse. Der Lizentiat Mehlbrüh, beschränkt und affektiert, gibt die Einmischung gallischdeutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterherrschaft aufs deutlichste zu erkennen.“<sup>20)</sup>

Die Palette sprachlicher Möglichkeiten ist heute nicht minder reich, und nicht nur die Mundarten und städtischen Umgangssprachen, auch die besonderen Berufssprachen bilden Schlupfwinkel, in die man sich vor dem Zugriff der Fremden verstecken kann.

Über Mundarten sprechen, heißt heute: sich über die Lage der Sprache überhaupt unterhalten. Die sprachlichen Schichten sind zu sehr ineinander verwoben, ja in einer Art von Mehrsprachigkeit verfügbar, und durch den beherrschenden Anspruch der Schriftsprache allesamt zu sehr mit beeinflußt, als daß eine isolierte Betrachtung noch Sinn hätte. Reine Mundart ist auch auf dem Lande, zum mindesten im Wortschatz, längst nicht mehr zu

halten. Mit der Veränderung bäuerlicher Arbeitsmethoden vergehen die alten Wörter, die Mundart im strengen Sinne gewachsener Echtheit zieht sich mehr und mehr auf ihren unangreifbaren Eigenbereich, den familiären, den des Gemütslebens, zurück. Soll sie aber auch weiteren Bereichen dienen, und das heißt: modern sein und am Leben bleiben, bedarf sie der Anleihen bei der Hochsprache. Wir erleben im Elsaß die Situation einer Mundart, der diese natürliche Ergänzung durch die eigene Hochsprache weitgehend abhanden gekommen ist. Der geistige Oberbau wird vorzugsweise durch das Französische übernommen oder zum mindesten durch dessen Wortschatz. Zweifellos ist die Mundart damit gegen die sie bedrohenden Kräfte der nahverwandten Schriftsprache besser geschützt und bleibt deshalb in mancher Beziehung altertümlicher; das Fehlen der geistigen Ausrichtung nach oben muß sie aber in die Rolle einer reinen Familien- und Bauernsprache abdrängen und ihre Sprachkompetenz einengen. Dies ist auch spürbar an der elsässischen Dialektdichtung, die im familiären Volkslustspiel ihr Bestes hervorbringt. Daß auch Tragik dem Dialekt nicht fremd sein muß, zeigt das Schauspiel „Marie und Robert“ des Aargauers Paul Haller, tiefer Ernst strömt aus Dichtungen Hebels und soziale Problematik aus Gedichten Burtes. Mundartdichtung braucht nach der Spannweite ihres Gehalts der schriftdeutschen kaum nachzustehen.

Mundartdichtung wird allerdings notgedrungen im Vergleich zur allgemeinen Literatur ein Dasein im engern Räume führen, es sei denn, eine Dichtung wäre so groß, daß sich auch Angehörige fremder Landschaften in sie einlesen, wofür es ja Beispiele gibt, wenn man an Hebel, Groth oder Reuter denkt oder den in der Drucklegung zwar hochdeutsch zurechtgestutzten Gotthelf. An vielen Namen kann die Dichtungsgeschichte, wenn sie ihren Blick auf die Gesamtleistung der deutschen Sprache richtet, nicht vorbeigehen: es gibt bedeutsame dichterische Leistungen, deren Autoren den Verzicht auf weiträumige Wirkung mit der Wahl der Mundart von vorneherein auf sich genommen haben. In der Lyrik kommt eine deutsche Literaturgeschichte nicht vorbei an Hebel, Josef Reinhart, Meinrad Lienert, Traugott Meyer, Hermann Burte, in der Epik nicht an Rudolf v. Tavel und Simon Gfeller, in der Dramatik nicht an Paul Haller. Die Gefahren, denen sich die Mundartdichtung aussetzt, liegen gerade in ihrer Stärke, in der Beschränkung, der ihre Sprache selber schon ausgesetzt ist. Sicher, in der Nestwärme des Dorfes aus der Jahrhundertwende

fühlen sich viele Mundartdichter insofern in ihrem Element, als sie dann alle ihre bodenständigen Wörter anbringen können. Oft sind es Museumsstücke. Auch das Ausbaden im Gefühlsmolligen liegt nahe, und es werden allzuoft dieselben Kreise in Dur und Moll gezogen. Der Dialekt ist so unverschämt und hat für diese sich im Kreise Drehenden das Wort „Versli-brünzler“ geschaffen. Warum nicht auch einmal Werktag in der Dichtung, und zwar staubiger Fabriktag, warum nicht auch einmal Wirtshaus und Streit, warum nicht Leidenschaften und eine Sprache, die das Unterschwellige ausschöpft, eine Sprache, die auch einmal so frech und unanständig ist wie das Leben selbst?<sup>21)</sup> Der Rundfunk ist in seinen anspruchsloseren Gesprächssendungen oft viel lebensnaher und, ohne es zu wollen, dichterischer. Der Dialekt wird den Dichter gerade auf solchen Wegen nicht im Stiche lassen, aber es gehört Mut dazu, der Mut zum Ungewohnten. Unsere Jungen unterhalten sich nicht mehr über die altväterlichen Methoden der Hanfbereitung. Sie ratschen zwar auch, aber beispielsweise auf dem Zeltplatz, und wer Martin Walsers Roman „Einhorn“ gelesen hat, weiß, daß er uns mit dem „Aufs Maul schauen“ „dickePost“ bringt, oder wenn man an die Bettgespräche der Berner Verlegerin denkt. Aber ist es nicht erstaunlich, wenn ein so der Gegenwart verpflichteter Schriftsteller mit einem höchst differenzierten Verhältnis zur modernen Schriftsprache beim Ausschöpfen all ihrer Möglichkeiten an der Mundart einfach nicht vorbeikommt, auch ohne daß er eigentlich Mundartdichtung schreibt? Er zieht alle Register, über welche die heutige Sprache verfügt, das Register der Mundart ist allerdings nurmehr ein Unterton, für den Walser in seiner Rede bei der Entgegennahme des Bodensee-Literaturpreises ein unvergeßliches Bild gebraucht hat, das die sprachliche Situation gerade der badischen Landschaften trifft und mit dem ich schließen will:

*... Man hat auch öfters das Gefühl, man habe sich noch nicht ein einziges Mal ausgedrückt. Denn das., was das Sagen vom Schweigen unterscheidet, ist ja nicht der ablösbare mitgeteilte Inhalt des Gesagten, sondern der Sprachlaut., Klang und Gefalle, und gerade daran wird der Dialekt durch die hochdeutsche Konvention fast restlos beraubt.*

*Das scheint also der Nachteil zu sein, wenn man in einem Dialekt daheim ist, der es nicht zur Schriftsprache gebracht hat. Aber dieser Nachteil hat viele Echos. Es kann einem zwar so vorkommen, als sei es nur traurig, immer diese*

*hochdeutsche Garderobe passieren und darin soviel zurücklassen zu müssen, aber manchmal kann man sich auch einbilden, daß all das, was man dieser Umstände wegen nicht sagen kann, eine Art Goldreserve bildet; die liegt dem hochdeutschen Papier zugrunde als eine verschwiegene Deckung; auf die kann man sich zwar nicht öffentlich berufen, aber man zieht sich auf sie zurück, wenn alle übrigen Sinne schon verstört sind. Der Dialekt ist eben genau so wichtig wie die untergegangene Kindheit. Deren Untergegangenheit ist nicht zu bezweifeln. Unbezweifelbar aber ist auch ihre Nachwirkung. Und ihre mächtigste Wirkung tut sie, kommt mir vor, in ihrem treuesten Zeugen: im Dialekt.“<sup>22)</sup>*

Zweierlei sagt hier der aus Wasserburg am Bodensee stammende Schriftsteller: das eine geht auf das, was der Dialekt für die Sprache des Über- und Untersprachlichen hergibt, was alles an Nichtsagbarem allein schon in der Klangform mitschwingt. Das Zweite ist die „Untergegangenheit“ der Mundart, die doch nicht untergehen kann so wenig wie die eigene Kindheit. Dies kann aber eigentlich nur für die gelten, die noch in einer Mundart aufgewachsen sind oder sie zum mindesten im Ohre haben. Das erste aber, die Gefühlswerte, sind mehr als nur Erinnerung. Sie sind als eine Goldwährung auch in der höheren Sprechweise nicht verloren und je umgangssprachlicher, je mundartlicher die Sprache ist, umso stärker ihr Anteil an diesem Unwägbareren, das soviel Gewicht hat. Möge diese Goldwährung auch in der lebendigen Gegenwartssprache dieser Stadt und ihrer Landschaft stets gut aufgehoben sein, damit in guten und schlechten Zeiten ein Gemeinsames und Eigenes vorhanden sei, in welchem man sich gegenseitig erkennt.

1) Joseph Ahlhaus, Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter, Stuttgart 1929, S. 11 ff.

2) Fritz Hockenjos, Wanderungen in Alemannien, Lahr 1969, S. 12.

3) Notkers des Dichters (des Stammers) Hymnenbuch, Lateinisch und Deutsch, hrg. von Wolfram von den Steinen, Kleine Ausgabe, Bern und München 1960, S. 70 f.

4) Die genaue Nachweise in einer von cand. phil. Gerhard Schank vorbereiteten Dissertation „Etymologie und Wortspiel in Johann Fischarts Geschichtsklitterung“.

5) Adolf Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit, Heilbronn 1888, S. 289ff.



Vgl. auch: Eduard Kobelt, Die Bedeutung der Eidgenossenschaft für Huldrych Zwingli, Mitt. der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 45, Heft 2, Zürich 1970, S. 30 ff.

<sup>6)</sup> Johann Peter Hebels Werke, 1. Teil, Atlantis Verlag Zürich—Berlin o. J. Herausgegeben von Wilhelm Altwegg, S. 34.

<sup>7)</sup> Das St. Trudperter Hohe Lied, hrg. von Hermann Menhardt, Halle 1934, S. 286.

<sup>8)</sup> Vgl. Friedrich Pfaff, Der Minnesang im Lande Baden, Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, Neue Folge 11, Heidelberg 1908.

<sup>9)</sup> Bruno Boesch, Die deutsche Urkundensprache, Probleme ihrer Erforschung im deutschen Südwesten, Rheinische Vierteljahrsblätter, Jg. 32, 1968, S. 1 ff.

<sup>10)</sup> Ernst Erhard Müller, Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter, Bern 1953.

<sup>11)</sup> Friedrich Maurer (unter Mitarbeit von Werner Besch, Wolfgang Kleiber, Gerhard Meissburger und Horst Singer), Vorarbeiten und Studien zur Vertiefung der südwestdeutschen Sprachgeschichte, Freiburg 1965 (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte Bd. XVII).

<sup>12)</sup> Walter Blank, Die Nonnenviten des 14. Jhs., Diss. Freiburg 1962.

<sup>13)</sup> Stefan Sonderegger, Ein Jahrtausend Geschichte der deutschen Sprache in der Schweiz, in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, 1964 (Geschäftsstelle des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Zürich).

<sup>14)</sup> Adolf Socin, a.a.O. S. 230.

<sup>15)</sup> Stephan Kaiser, Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz, Bd. 1, Wortgut und Wortgebrauch, Duden-Beiträge 30 a, Mannheim 1969.

<sup>16)</sup> Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache, 2. Auflage, Göttingen 1969.

<sup>17)</sup> Adolf Socin, a.a.O. S. 472.

<sup>18)</sup> Anton Müller, Freiburger ABC, Freiburg 1965. Anton Müller, 2. Freiburger ABC, Freiburg 1966.

<sup>19)</sup> Bruno Boesch, Zur Stilistik der schweizerdeutschen Volkssprache, Schweiz. Archiv für Volkskunde, Bd. 59 (1963) S. 166ff.

<sup>20)</sup> Hermann Hirt, Geschichte der deutschen Sprache, 2. Aufl., München 1925, S. 216.

<sup>21)</sup> Die absichtlich etwas herausfordernde Bemerkung verkennt nicht Ansätze einer zeitnäheren Mundartdichtung beispielsweise in den Werken Hubert Baums.

<sup>22)</sup> Martin Walser, Bemerkungen über unsern Dialekt, in: Heimatkunde, edition suhrkamp, Frankfurt 1968, S. 56f.